

Zeitschrift:	Colloquium Helveticum : cahiers suisses de littérature générale et comparée = Schweizer Hefte für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft = quaderni svizzeri di letteratura generale e comparata
Herausgeber:	Association suisse de littérature générale et comparée
Band:	- (2022)
Heft:	51: Literarische Glokalisierung = Glocalisation littéraire = Literary glocalization
Artikel:	Der Ort im Wort : poetologische Überlegungen zum Verhältnis von global und lokal in Texten von Franz Josef Czernin
Autor:	Baschera, Marco
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1074486

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Marco Baschera

Der Ort im Wort

Poetologische Überlegungen zum Verhältnis von global und lokal in Texten von Franz Josef Czernin

Le texte part d'une réflexion sur le rapport immanent aux paroles entre les termes « local » et « global », puisque chaque mot occupe un lieu particulier dans une phrase tout en participant de la nature transmissive de la communication. De plus, chaque phrase dite véhicule un sens qui présuppose un dire *en acte* qui, lui, ne saurait être dit. L'attention qui réunit ces deux modalités linguistiques qualifie entre autres le langage poétique, lequel ouvre sur une temporalité non-chronologique et une spatialité qui rend compte de l'espace entre les langues, domaine propre à la traduction. Les technologies digitales, notamment l'internet, sont en mesure de réaliser le rêve utopique d'une communication immatérielle. Ainsi entrent-elles dans une certaine mesure en concurrence avec la poésie (voire p.ex. le mythe d'Orphée ou la *Divine Comédie*). Avant de procéder à une analyse d'un poème du poète autrichien Franz Josef Czernin, dans laquelle Baschera se penche sur la différence entre ces deux approches, il attire l'attention sur celle existant entre les termes de globalisation et mondialisation.

„Glokal“ ist eines jener etwas modischen Komposita englischsprachigen Ursprungs, die durch die Zusammenführung zweier verschiedener Bedeutungen und einer zumeist witzigen Verkürzung ein neues, schillerndes Wort hervorbringen.¹ „Glocal“ ist sprachlich insofern interessant, als die beiden Wörter „local“ und „global“ eine anagrammatische Nähe zueinander aufweisen. Vom Buchstabenmaterial her haben sie eine Tendenz, austauschbar zu sein. Was der Neologismus ausdrücken soll – eine wie auch immer geartete Verschränkung von Nähe und Ferne – drückt sich somit auch im Sprachmaterial, im austauschbaren Ort der Buchstaben innerhalb eines Wortes aus.²

Der Ausdruck „Ort im Wort“ lenkt die Aufmerksamkeit nicht nur auf die Frage nach dem Ort jedes Wortes und jeder Rede, sondern auch auf die Anwesenheit des Wortes „Ort“ im Wort „Wort“. „Ort“ hat seinen Ort im Wort schon, bevor man die Frage nach dem Ort eines jeden Wortes formuliert. Seine lautliche Präsenz unterläuft die Absicht, diese Frage jemals schlüssig zu beantworten. Der Ort scheint dem Wort zu nahe zu sein. An sich hat

1 Weitere Beispiele wären „globalance“, „workaholic“, „workation“, „Denglisch“ oder „Swisstainable“.

2 Im Wort „g(local)“ drückt sich die innere Paradoxie der Schrift aus, lokal und zugleich global zu sein!

jedes Wort einen bestimmten Ort im Satz. Man kann zu Recht behaupten, ein Wort sei unabhängig von seinem jeweiligen Gebrauch ein- und dasselbe. Diese Vorstellung vermittelt unter anderem die Hoffnung, dass sprachliche Mitteilungen verstanden werden können. Andererseits gilt auch, dass die Wörter, so wie sie gebraucht werden, zugleich einmalig sind und nie mehr genau gleich wiederholt werden können. Durch den bestimmten Ort im Satz wird die gleichbleibende Bedeutung der Wörter auf jeweils besondere Weise aktualisiert.

Wenn man spricht, drückt man nicht nur etwas aus. Der Ausdruck verweist immer auch auf sich selbst als sprachlicher Akt, der sich in singulärer Weise vollzieht. Er selbst kann wohl zum Gegenstand einer Rede gemacht werden, entzieht sich jedoch kraft seines Vollzugcharakters als sprachlich zu fassender Gegenstand. Die Sprache weist eine singuläre Form von Wiederholung auf. Beim Versuch, diese zu beschreiben, ist sie immer schon vorausgesetzt, d. h. sie hat sich in der Beschreibung bereits auf singuläre Weise wiederholt. Jede Rede weist in sich einen unkontrollierbaren zeitlichen Verzug auf. Sie setzt etwas voraus, in Bezug auf das sie immer zu spät kommt. Hinter diese ‚Anfänglichkeit‘ der Sprache kann keine Rede führen.³ Sie spaltet und öffnet auch den Ort jedes Wortes. Ein Wort ist in dem Sinne nicht verortbar, als es durch das Aussprechen einen Ort des Dialogs und der ‚Mit-teilung‘ erst schafft. Deshalb vermag eine Rede nie ganz bei sich selbst zu sein. Sie ist uneinholbar von der ‚Anfänglichkeit‘ der Sprache immer schon gespalten und geöffnet.

Die Fixierung der Worte durch die Schrift scheint auf den ersten Blick dieses Dilemma zu beseitigen. Sie verspricht, durch die lineare Aneinanderreihung der Buchstaben einer Aussage eine unveränderliche Form zu geben. Jedoch um das Gleichbleibende eines Textes zu erfahren, muss er gelesen werden. Gerade im Lesevollzug macht man die Erfahrung der Veränderbarkeit des Fixierten. Mit anderen Worten, die Vorstellung vom Gleichbleiben der Wörter und der Texte kann nur durch die Veränderbarkeit im Sprech- und Lesevollzug erfahren werden.

Der Prozesscharakter der Sprache ermöglicht, die jeweilige Rede sinnlich, d. h. im Hier und Jetzt des sprachlichen Vollzugs – beim Schreiben, Lesen, Reden oder Zuhören – zu erfahren. Spricht man das Wort ‚Wort‘ aus, hört man die klangliche Anwesenheit von ‚Ort‘ im ‚Wort‘. Diese Verdoppelung von Bedeutung und sinnlicher Wahrnehmung kann die Einstellung des Sprechenden zum Gehörten und vielleicht zur Sprache generell verändern. Entweder überhört er sie zugunsten der Vorstellung *eines* Gesagten und

³ Zum Begriff der ‚Anfänglichkeit‘ vgl. Marco Baschera. „Ein Fest der Sprache“. *Fest/Schrift für Barbara Naumann*. Hg. Stéphane Boutin/Marc Caduff/Georges Felten/Caroline Torra-Mattenklott/Sophie Witt. Bielefeld: Aisthesis, 2019. S. 305-309.

Gemeinten, oder er versucht, die sinnliche Wahrnehmung mit den Bedeutungen des Gesagten zu vermitteln. Diese doppelte Aufmerksamkeit sowohl auf das Gesagte als auch auf das Sagen zeichnet generell das poetische Reden aus, so z. B. in den Texten des österreichischen Dichters Franz Josef Czernin, auf die ich gleich zu reden komme.

Normalerweise setzt eine Rede gerade nicht die sinnliche Erfahrbarkeit des in ihr Gesagten voraus. Die gängigen Vorstellungen von relativ stabilen, arbiträren Beziehungen zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem sowie von der Sprache als einem kodifizierten System beinhalten auch jene eines mentalen Referenten, der idealerweise von allen Sprechenden einer Sprachgemeinschaft geteilt wird und der folglich die Kommunikation zwischen ihnen ermöglichen soll. Diese wie auch immer vorausgesetzte Gemeinsamkeit gilt als Garantin für das Gelingen von alltäglichen Sprachspielen und ist auch Grundlage für die wissenschaftliche Forschung und Kommunikation. Zumeist verdeckt oder verdrängt diese instrumentelle Sprachauffassung allerdings die sinnliche Erfahrbarkeit des ausgesagten Gegenstandes. So bleibt z. B. der Satz ‚alle Menschen sind sterblich‘ eine unbewiesene Hypothese, solange nicht der letzte Mensch gestorben ist. Und trotzdem nehmen wir ihn als gewiss an und glauben, darunter etwas Bestimmtes, nämlich die Endlichkeit unseres Lebens, verstehen zu können.

Man könnte diesen Überlegungen bezüglich der klanglichen und graphischen Präsenz des Wortes ‚Ort‘ im Wort zu Recht vorwerfen, sie seien an die deutsche Sprache gebunden und könnten daher nicht auf die Sprache und das Wort schlechthin übertragen werden. Denn keine Übersetzung könne die sinnliche Erfahrung der Verdoppelung des Ortes der Wörter und des uneinholbaren zeitlichen Verzugs im Reden so wiedergeben wie das Deutsche in der zufälligen Verschränkung von ‚Ort‘ im ‚Wort‘. Dieser Einwand setzt voraus, dass man immer in einer Sprache spricht, die über ganz bestimmte Ausdrucksmöglichkeiten verfügt. Die Forderung nach einer Universalsprache hebt diesen Einwand jedoch auf. Durch sie verabsolutiert sich das instrumentelle Sprachverständnis, gemäß welchem der globale Sinntransport von scheinbar gleichen sprachlichen Inhalten ohne Verluste in einer Sprache möglich, ja wünschenswert ist. Dies trifft seit den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts auf das Englisch zu, dem auch der Begriff der Globalisierung und des Kompositums ‚glocal‘ entsprungen ist. Im Gegensatz dazu trägt die Einsicht in die Notwendigkeit der Übersetzung und der Mehrsprachigkeit einem Raum zwischen den Sprachen Rechnung. Dieser Raum öffnet einerseits auf die Möglichkeit einer einzigen Sprache der Menschen, und andererseits ist er nur in der Differenz zweier Sprachen erfahrbar.⁴

4 Vgl. *Zwischen den Sprachen – Entre les langues*. Hg. Marco Baschera/Pietro De Marchi/Sandro Zanetti. Bielefeld: Aisthesis, 2019.

Dass man spricht, ist das Vorwertige, der Abgrund, den man übersetzend ständig überspringt, um sich auf der einen oder anderen Seite an den Werten festzuhalten – oder an den Worten. Aber auch das Übersetzen ist nicht nur dieses Festhalten – das Übersetzen – sondern ebenso der Blick des Springenden in das Fehlen alles Festen – das Übersetzen –, auf das hin die Fragwürdigkeit die Ordnungen öffnet.⁵

Die Übersetzung ist unter anderem Ausdruck der Unmöglichkeit, das Performative jeder sprachlichen Äusserung zu beherrschen. Die Übersetzer:innen versuchen, dasselbe anders, in einer anderen Sprache zu sagen. Diese Veränderung bringt in der Zielsprache nicht nur einen Ersatz für den Text der Originalsprache hervor, sondern lässt auch eine Beziehung zwischen den beiden entstehen, einen dritten Text, der ständig den Sprung und somit auch den notwendigen Dialog zwischen den Sprachen erinnert, der seinerseits der Unbeherrschbarkeit und dem unabgeschlossenen Charakter jeder einzelnen geschuldet ist. Jede Sprache braucht alle anderen, um zu sein, was sie ist! Zwischen dem Übersetzen und dem Übersetzen klafft ein ort- und zeitloser Riss, eine Öffnung, aber auch ein Versprechen, die die Übersetzer:innen mit der generellen Tatsache, *dass* die Menschen reden, in Verbindung setzt. Dieser Riss weckt die Hoffnung auf eine gemeinsame Sprache aller Menschen, die aber keine existierende Einzelsprache sein kann. Diese Öffnung wird durch die Dominanz einer Universalssprache zugeschüttet. Sie gibt vor, das „Fehlen alles Festen“ zugunsten einer universellen Verständigung zu überbrücken. Das globale Englisch verhindert den Kontakt zum Lokalen der einzelnen Sprachen. Es hat eher den Charakter eines ökonomischen oder algorithmischen Systems als den einer lebendigen Sprache. Übersetzungen und Mehrsprachigkeit werden dadurch überflüssig gemacht – und vielleicht auch die Poesie. Andererseits fällt die Gewalt, die eine Universalssprache auf alle andern Sprachen ausübt, in der lokalen ‚Pidginisierung‘ auf sie selbst zurück und spaltet sie in unkontrollierbarer Weise auf. Babel liegt nicht nur hinter uns, sondern vor allem auch vor uns.

Diese Problematik trifft teilweise auch auf den Begriff der Globalisierung zu, der aus dem Englischen in der deutschen Sprache Einzug gehalten hat. Er bezeichnet vor allem ökonomische Prozesse, die zu einer Art Weltgesellschaft führen, und er beschreibt, wie der Globus im Ex- und Import, als Absatzmarkt, in der Arbeitsteilung sowie als Arbeitsmarkt wirtschaftlich immer effizienter zusammenwächst. Die romanischen Sprachen kennen neben den vom Englischen abstammenden Derivaten der ‚globalization‘ die Begriffe der ‚mondialisation‘ / ‚mundialización‘ / ‚mundialização‘, die in dem Sinn umfassender sind, als sie die Globalisierung als die letzte Phase in einer langen Entwicklung des Kapitalismus verstehen. In seinem 2002 erschienenen

5 Franz Josef Czernin/Hans-Jost Frey. *Briefe zu Gedichten*. Basel/Weil am Rhein: Engeler, 2003. S. 87.

Buch *La création du monde ou la mondialisation* geht es Jean-Luc Nancy unter anderem um diese Differenz von ‚globalisation‘ und ‚mondialisation‘. So schreibt er:

Créer le monde veut dire: immédiatement, sans délai, rouvrir chaque lutte possible pour un monde, c'est-à-dire pour ce qui doit former le contraire d'une globalité d'injustice sur fond d'équivalence générale.⁶

Nancy versteht die ‚mondialisation‘ als eine kritische Kraft, die sich der vereinheitlichenden Globalisierung widersetzt. Der Vorstellung einer in sich abgeschlossenen Weltkugel stellt er den offenen Weltbezug, der immer erst im Entstehen begriffen ist, entgegen. Die Globalisierung begreift er als „une catastrophe inouïe, géopolitique, économique et écologique“, die gerade als „suppression de toute forme-monde du monde“ wirkt.⁷ Der einzelne Ort (local) auf dem Globus (global) wird zu einem indifferenten, ubiquitären Überall und Irgendwo, in dem Nähe und Ferne apparativ zusammenfallen.

Die Verschränkung von global und lokal im Neologismus ‚glokal‘ erlebt man vielleicht am direktesten bei Gesprächen, die auf dem Internet stattfinden. Jede Person sitzt an einem Ort, bei sich zu Hause, und gleichzeitig ist sie mit andern Personen in der Ferne über das Internet vernetzt. Die Gesprächspartner:innen erscheinen auf dem Bildschirm als körperlose, digitale Datenpakete, die vom Computer als deren Abbilder übersetzt werden. Er erzeugt die phantomartige Illusion eines realen Hier und Jetzt des Gegenübers im Gespräch. Fern und nah, lokal und global, körperlich und immateriell treffen sich in der singulären Erfahrung jedes Einzelnen, die jedoch nur über die Vernetzung durch digitale Apparatur geteilt werden kann. Anders als die Hörmuscheln des Telefons, die eine gewisse Intimität des direkten Kontaktes von Ohr zu Ohr vermitteln, trifft man sich in einem ortlosen Raum – irgendwo und überall – auf einem Bildschirm. Ein Schirm schirmt ab. Aber von was schirmt der Bildschirm uns ab?⁸ Bildschirme gibt es etwa seit 1950. Dienten sie vorerst zur Übermittlung visueller Informationen, z. B. auf dem Leuchtschirm des Fernsehers, so wurde das ‚Fern-Sehen‘ durch die Digitalisierung zu einem glokalen ‚Fern-nah-Sehen‘. Irritierend an diesen Begegnungen ist die Tatsache, dass sich keine räumliche Situation bilden kann im Sinne eines ‚situs‘, eines Orts, den die beiden Gesprächspartner miteinander teilen und der ihre Begegnung mitkonstituiert. So erstaunlich

6 Jean-Luc Nancy. *La création du monde ou la mondialisation*. Paris: Galilée, 2002. S. 63.

7 Ebd. S. 53.

8 Das englische Wort ‚monitor‘ zur Bezeichnung eines Computerbildschirms, abgeleitet von lateinisch ‚monere‘, aufpassen, erinnern, warnen, kann ebenfalls im Sinne von ‚beschützen‘, aber auch von ‚kontrollieren‘ und ‚überwachen‘ verwendet werden.

und oft auch bereichernd diese virtuellen Treffen über Hunderte und Tausende von Kilometern auch sein mögen, drückt man bei der Verabschiedung am Schluss des Gesprächs auf den roten Knopf ‚Verlassen‘, und entschwindet plötzlich die schemenhafte Vision des anderen, so wie die Euridice in der Unterwelt, akustisch begleitet von einem mechanischen Glucksen, unsren Blicken, dann kann einem eine eigenartige Traurigkeit befallen. Man stellt konsterniert fest, dass dieses apparative Entgleiten des anderen als Bild nicht nur den gespenstischen Dialog abrupt unterbricht und entstellt, sondern dass es sich selbst schockartig jeglicher sinnlich-kontinuierlichen Erfahrung, wie es auch Orpheus passiert, entzieht.

Vielleicht können technologische Errungenschaften als Hypostasen menschlicher Träume und Utopien gelten. So könnte das Internet als die versuchte Realisierung einer körperlosen, engelhaften Kommunikation über beliebig große Räume hinweg gedeutet werden oder eben, wie angetönt, als Verwirklichung des Wunsches, mit Geistern, vielleicht auch mit Toten, in Kontakt zu treten.⁹ Der Mythos des Orpheus, aber auch Dantes Durchquerung transzendornter Sphären in der *Divina Commedia*, versuchen diese Träume und Wünsche poetisch darzustellen und dadurch vielleicht auch sinnlich erfahrbar zu machen. Unermüdlich umkreist Franz Josef Czernin mit seinem poetischen Schaffen und seinen poetologischen Betrachtungen seit vielen Jahren diese beiden Bereiche. Er spricht von einem „Abgrund zwischen dem Anspruchs- und dem Erfüllungssinn“¹⁰ der Poesie, versucht diese doch wie Orpheus die Grenzen des menschlich Möglichen, z. B. jene von Leben und Tod, zu überschreiten. „Dieser Abgrund wäre gerade auch jene Grenze und Orpheus‘ doppelte Aufgabe – sein Scheitern oder aber das, was stets noch zu lösen ist.“¹¹ Doppelt ist die Aufgabe im doppelten Sinn des Wortes, d. h. des Aufgebens dessen, was aber immer noch zu tun bleibt.¹² Wenn

9 In *Apfelessen mit Swedenborg* setzt sich Czernin mit den poetischen Möglichkeiten dieser Utopie auseinander (Düsseldorf: Grupello, 2000). Es gilt, trotz allen kritischen Beobachtungen zu den virtuellen Begegnungen auf dem Internet, auch auf seine erstaunliche Effizienz und Funktionalität hinzuweisen. Wie alle technologischen Hypostasen ist es janusköpfig und verbindet Positives mit Negativem! Da das Internet die gelebte Raum- Zeiterfahrung nachhaltig durcheinanderwirbelt, lauern auch viele Gefahren der Überforderung. Wir machen von ihm zumeist einen rein pragmatischen Gebrauch und haben vermutlich noch keine Ahnung, was sich in solchen Begegnungen wirklich zeigt.

10 Franz Josef Czernin. „Poetik der Vision“. *Das Unsagbare sagen*. Hg. Marco Baschera/Pierre Bühler/Lucie Kannel. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2017. S. 81.

11 Ebd.

12 Vgl. dazu auch Walter Benjamin. „Die Aufgabe des Übersetzers“. *Gesammelte Schriften*. Bd. IV/1. Hg. Tillmann Rexrot. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973, S. 9-21.

es auch nicht vernünftig ist, „so doch poesiemäss, jenen wie uneinlösablen Anspruch aufrecht zu erhalten und, wenn man ihn selbst nicht einzulösen vermag, sein mögliches Eingelöstsein anheimzustellen“.¹³ Czernin versteht den Orpheus-Mythos auch in seinem Scheitern und seiner schrankenlosen Vermessenheit und Hilflosigkeit als eine Aufforderung, die Hoffnung auf poetische Erfahrbarkeit transzender Gegenstände, was er als eine der zentralen Aufgaben von Poesie versteht, nicht aufzugeben. „Nach Orpheus und Dante soll die Reise in jegliches Jenseits und aus ihm zurück immer wieder gemacht werden.“¹⁴ Dadurch kommt ein wichtiges Anliegen Czernins zur Geltung, dass nämlich einerseits die Poesie unsere Einstellung zu alltäglichen Kategorien verändern kann, dass andererseits aber auch eine immer mögliche Desillusionierung mitgedacht werden muss. Es sollte, mit anderen Worten, in der Poesie auch die Möglichkeit von Transzendenz als zeichenbedingtem Schein bedacht werden, d. h. Poesie darf nicht semiotisch naiv sein, was sie, gemäß Czernin, z. T. von religiösen und sakralen Texten unterscheidet.¹⁵

Die Vermittlung von Immanentem, d. h. dem vertrauten Welt- und Sprachumgang, sollte gemäß Czernin Teil jeglicher Poesie sein. Und trotzdem kann in einem Gedicht sehr viel mehr möglich sein als in der Alltagssprache oder in jener der Wissenschaften. In ihm soll auch Gegensätzliches und Widersprüchliches erfahrbar gemacht werden. Dadurch bewegt sich die Poesie an der Grenze der Sprache und der Sprachen und vielleicht auch darüber hinaus. Diese Kraft schöpft sie aus jener bereits früher erwähnten doppelten Aufmerksamkeit sowohl auf das Gesagte als auch auf das Sagen: „Eine poetische Aussage sei nur sinnvoll, wenn ihr Gegenstand anlässlich ihres Ausgesagtseins erfahren werden kann.“¹⁶ So vermag der poetische Text die Erfahrung seines Gegenstandes mit zu bedingen, weil er durch die Vermittlung von Sagen und Gesagtem, von ‚dass‘ und ‚was‘ der Rede, eine nicht nur mentale, arbiträre Beziehung zwischen ihm und seinem Gegenstand herstellt.

*

Ich versuche nun anhand eines Gedichts von Czernin diese etwas abstrakten Bestimmungen zu konkretisieren. Dabei wähle ich ein noch nicht publiziertes Gedicht aus, das mir der Autor freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.¹⁷

13 Franz Josef Czernin. „Quidquid latet apparebit? Zu einer Poesie der Vision“, *zungenenglisch, visionen, varianten*. München: Hanser, 2014. S. 84.

14 Franz Josef Czernin. „Meditationen zur Poesie“, *Gedichte von Franz Josef Czernin. Interpretationen*. Hg. Nikolas Buck/Hans-Edwin Friedrich, Paderborn: Brill/mentis, 2021. S. 297.

15 Vgl. Nancy. *La création du monde* (wie Anm. 6), S. 83f.

16 Franz Josef Czernin. *Das andere Schloss*. Berlin: Matthes & Seitz, 2018. S. 40.

17 An dieser Stelle sei Franz Josef Czernin herzlich dafür gedankt. Das Gedicht wird voraussichtlich nächstes Jahr in einem Gedichtband mit dem Titel *Mit geliehenen Zungen. Gedichte und Sprüche* bei Hanser erscheinen.

omnia sua secum portat

ja, aller ort ist abgegriffen,
wie auch jedes andere wort,
so meint es auch der münzer;
vitalelan, roboten im akkord,
das eint uns im sozialorgan.
es hat sich so viel abgeschliffen.
was uns trägt, ist längst geboten,
ja das geld klingt in der kassa.
kollegial mit allem bin an bord,
denn der ozean ist eingeprägt
und anderseits der sinntransport.
was blinkt, fällt nun ins wasser,
und der verfasser in den wein

und der ist auch der winzer.

Das Gedicht fällt auf durch die Kürze der Verse. Darin folgt es dem Cicero-Zitat¹⁸, einer der berühmten stoischen Sprüche, das als Titel fungiert. Trägt der stoische Weise seinen ganzen Besitz mit sich herum, so braucht er keine Bücher und kein ‚Handy‘, um sein Wissen zu speichern. Er bewahrt es unsichtbar in seinem Körper und seinem Gedächtnis auf. Dadurch entzieht er es der sozialen und politischen Kontrolle. Das Gleiche gilt für seine Fähigkeiten und charakterlichen Eigenschaften. Ähnlich wie für den Sozial-revolutionär und spiritualistischen Theologen Thomas Mün(t)zer, der im 3. Vers erwähnt wird, sind für den stoischen Weisen die immateriellen, inneren Werte und das innere Wort entscheidender als das äußere, gedruckte und außerhalb des Trägers archivierte.¹⁹ Die Bedeutung des Wortes ‚Münzer‘ changiert zwischen dem Namen des Reformators und dem Beruf des Münzendruckers, der seinerseits auf die Metapher des Wortes als Münze verweist. Ebenso kann der Münzer auf den Dichter bezogen werden, der bekannte

18 Cicero. *Paradoxa Stoicorum*. Hg. Daniela Galli. Roma: Carocci editore, 2019. S. 93. Das Werk von Cicero vereint Sprüche der Stoiker, die jeweils in Widerspruch zum herrschenden Bewusstsein stehen. In der kommentierten Ausgabe von Galli ist die Formulierung: „Nam omnia mecum porto mea“ abgedruckt.

19 So sagt Thomas Münzer Folgendes zu diesem Verhältnis: „Werdo nicht höret aus dem Munde Gots das rechte lebendige Wort Gots, was Bibel und was Babel, ist nicht anders denn ein tot Ding. Aber Gots Wort, das durch Herz, Hirn, Haut, Haer, Gebein, Mark, Saft, Macht, Kraft durchdringet, dorf wolanders herdraben, dan unser nerrischen, hodenseckischen Doctores tallen.“ Beat Dietschy. „Thomas Müntzer. Zum 500. Geburtstag eines Theologen der Befreiung“. *Neue Wege: Beiträge zu Religion und Sozialismus* 84/2 (1990): S. 40.

Redewendungen und Sprüche aufgreift und verändert, aber auch neue – wie z. B. „vitalelan“ (v. 4) – prägt und in Umlauf setzt.

Wie das Zeichen steht Geld für etwas anderes, z. T. auch für nicht Vorhandenes. Die Münze selber hat wohl einen Eigenwert, der jedoch im Geldverkehr zugunsten ihres Verweischarakters unterdrückt wird. Das macht einerseits die Stärke dieser Metapher aus. Wie die Zahlenwelt der Finanzen weist auch die Sprache die Möglichkeit unendlich vieler Beziehungen – und seien diese rein innersprachlicher, syntaktischer und grammatischer Natur – auf.²⁰ Problematisch wird sie ab dem Moment, wo ihre Metaphorizität vergessen geht und man meint, mit den Worten die Dinge direkt zu erreichen, so wie man sie mit Geld kaufen kann. In einer berühmten Passage in *Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn*, weist Nietzsche auf die Folgen dieses Vergessens hin. Er spricht von Wahrheiten, die Illusionen sind, „von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen.“²¹ Dadurch verliert die Sprache und mit ihr die Metaphern, die sich uneigentlich auf Dinge beziehen, ihre Kraft, die wesentlich darin besteht, dass die Sprache selber auch *ist* und in ihrer materiellen Opazität nicht nur als transparentes Medium dem Sinntransport dient. Das Vergessen der Materialität der Sprache reduziert sie auf ihren bloßen Verkehrswert in der Mitteilung.

Von diesem Vergessen handeln auf paradoxe Weise auch die drei ersten Verse des Gedichts von Czernin. Der Ausdruck „aller Ort ist abgegriffen“ ist unüblich. Normalerweise sagt man von den Wörtern, sie seien abgegriffen. Durch diese schiefe Wendung wird die abgenutzte Münzenmetapher wieder erinnert und belebt. Zudem hebt der innere Reim „ort“/„wort“ die

20 Diese Vorstellung versuchte z. B. Mallarmé mit seinem „Le Livre“ gewidmeten Projekt zu realisieren. Es hätte alle Beziehungen der Welt sprachlich erfassen sollen. Vgl. Jacques Scherrer. *Le „Livre“ de Mallarmé*. Paris: Gallimard, 1978. Hans-Jost Frey bringt diesen Traum Mallarmés von einer universalen Textordnung mit folgenden Worten treffend zum Ausdruck: „Weil das Material der Sprache immer schon aus Beziehungen besteht, kommt die Beziehbarkeit nie ans Ende, und die Sprache kann zu sich selbst in jenen Abstand treten, dessen sie bedarf, um ihre eigene Sprachlichkeit sagen zu können. [...] [Literatur] kann [...] nicht sein, was sie sagt, solange sie sagt, was sie ist.“ Sie müsste eine Sprache sein, „die wäre, was sie sagt, und die doch gleichzeitig zu sagen vermöchte, was sie ist.“ Hans-Jost Frey. „Mallarmé über Sprache und Musik“. *Variations* 20 (2012): S. 24. Das Projekt Mallarmés der sprachlichen Erfassung und Darstellung der Welt in all ihren möglichen Bezügen in „Le Livre“ rückt die Sprache in die Nähe der Musik.

21 Friedrich Nietzsche. „Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinn“. *Kritische Studienausgabe*. Hg. Giorgio Colli/Mazzino Montinari. München/Berlin/New York: dtv/de Gruyter, 1988. Bd. 1. S. 881.

klangliche Nähe der beiden hervor. Die Rede von ‚abgegriffenen Orten‘ verweist auf die bereits beschriebene Tendenz in der Globalisierung, dass Orte in der digitalen Kodierung von 0-1 irgendwo und überall sein können: „es hat sich so viel abgeschliffen“ (v. 6).

Der Neologismus „vitalelan“ (v. 4) erinnert an den ‚élan vital‘ von Bergson, für den Czernin sich insofern interessiert, als der französische Philosoph den Bereich der Zeit den messenden und rechnenden Naturwissenschaften entzogen hat und ihn an eine nur intuitiv erfahrbare ‚durée‘ bindet, die neue Zugänge zu Phänomenen wie Leben und Bewusstsein ermöglicht. Diese philosophischen Bestimmungen Bergsons sind für Czernin interessant, weil sie einen Zugang zur doppelten Aufmerksamkeit sowohl auf das Gesagte als auch auf das Sagen, die das poetische Reden auszeichnet, ermöglicht. Einerseits steht „vitalelan“ im Gegensatz zu „roboten imakkord“. Wer robotet, arbeitet wie ein computergesteuerter Roboter.²² Andererseits kann „vitalelan“ durch den Zusatz „roboten im Akkord“ in Hinblick auf die polyphone Struktur des Gedichts auch anders gelesen werden. Im Gedicht versammeln sich die Reimwörter „wort“, „bord“ und „transport“ zu einem sprachlichen Akkord.

Zudem kündigt „vitalelan“ klanglich im nächsten Vers das Wort „sozialorgan“ (v. 5) an. Dieser Begriff geht auf den Neurologen Gerhard Hüther zurück. Er thematisiert die Verschaltungen im heranwachsenden Hirn, in denen die lebendigen Beziehungen zu andern Menschen verankert sind. „Unser Gehirn ist also ein soziales Produkt und als solches für die Gestaltung von sozialen Beziehungen optimiert. Es ist ein Sozialorgan.“²³ Dies erinnert an eine Bemerkung Czernins: „Neurologenphilosophie ist Ohnmachtsphantasie!“²⁴ Die Einsicht, dass Hirnfunktionen uns beherrschen, kann von niemandem erfahren werden, weil solche Aussagen immer nur von außen in der Er-Perspektive erfolgen. Poetische Erfahrungen machen wir hingegen in der Ich-Perspektive des Lesers. In der Poesie zählt die Erfahrung des Aussagens selbst zu jener, die mitbedingt, ob wir die Aussagen für wahr halten. Aber die Ich-Perspektive allein genügt nicht. Das Ich wird in der Poesie durch die Erfahrung der Unbeherrschbarkeit des Aussagens in seinem Anspruch auf Kontrolle gerade entthront und ironisiert!

„was uns trägt“ (v. 7) – diese Wendung scheint in Zeiten der Globalisierung im Bereich kommerzieller Trostbücher Hochkonjunktur zu haben²⁵ – „ist

22 Das Wort ‚Roboter‘ stammt aus dem Tschechischen, wo es unter anderem Fronarbeit bedeutet.

23 Gerhard Hüther. „Die Bedeutung sozialer Erfahrungen für die Strukturierung des menschlichen Gehirns“. *Zeitschrift für Pädagogik* 50/4 (2004): S. 489.

24 Czernin. *Meditationen zur Poesie* (wie Anm. 14). S. 253.

25 Vgl. z. B. Steve Volke. *Was uns trägt. Ein Trostbuch*. Meissenheim: medialKern, 2018; Silke Gramer-Rottler. *Was uns alle trägt: Die Kraft des Urvertrauens in einer reizüberfluteten Welt*. Göllesheim: Silberschnur, 2018.

längst geboten“. Die klangliche Nähe von „geboten“ zu „roboten“ weist auf eine dumpfe Mechanik hin, die „uns trägt“ und die in dieser geläufigen Wendung zum Ausdruck kommt. Dadurch tritt eine gewisse Sprachmechanik, die unseren alltäglichen Sprachgebrauch regelt, in Opposition zum Titel, wo einerseits von der intimen Nähe des inneren Worts die Rede ist, andererseits aber auch von der Einsicht, dass der Träger des inneren Wissens nur insofern ein sicherer Ort für dieses sein kann, als er, und mit ihm sein Wissen, sich durch das Aussprechen in seiner scheinbaren Gewissheit und Identität verändert. Das stumme In-sich-Bewahren eines unveränderlichen Wissens setzt es dem verändernden Aussprechen aus. Aber gerade das Überspielen dieser in den gängigen Wendungen nicht bedachten, sprachlichen Brüchigkeit verspricht unter anderem kommerziellen Erfolg: „ja das geld klingt in der kassa“ (v. 8). Das Vergessen der Sprachlichkeit – hier der Münzenmetapher – scheint sich auszuzahlen. Die österreichische Variante von Kasse ist „Kassa“. Sie spielt klanglich bereits auf „Wasser“ (v. 12) an und leitet dadurch auch den Schluss des Gedichts ein, der im Zeichen des Flüssigen und der Verflüssigung steht.

„kollegial mit allem“, d. h. den gleichen Marktgesetzen wie alle verpflichtet, „bin an Bord“. Die paradoxe Vereinzelung des Weisen, der sein Wissen mit sich herumträgt, zeigt sich wieder als Kontrast. Und der Ausfall des Pronomens „ich“ lässt nicht viel Gutes ahnen. „bin an bord“ gewinnt etwas formelhaft Unpersönliches und rein Funktionales. Weiter in der Wassermetaphorik verbleibend, heißt es in Vers 10: „denn der ozean ist eingeprägt“. Das Sprachschiff, auf dem das Gedicht metaphorisch unterwegs ist, erinnert an Baudelaire und an dessen dichterische Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Veränderungen im Paris des 19. Jahrhunderts, die er z. B. im Sonett *La musique* als eine schwankende Fahrt auf einem „vaisseau qui souffre [...] sur l'immense gouffre“ beschreibt.²⁶

„und andererseits der sinntransport“ – ein Wort, dem die lateinische Übersetzung von griechisch ‚metaphorein‘ zugrunde liegt. Auch er ist „eingeprägt“. Die Münzenmetapher wird dadurch wieder in Erinnerung gerufen. Im Wort „Sinntransport“ wird zudem die sprachliche Seite des Gedichts erinnert. So tritt in ihm das Wort ‚Ort‘ wieder auf. Sprache findet in einem *Sinntransport* statt, der seinerseits auf das Sprachgeschehen hinweist: „les transports de l'esprit et des sens“, wie es ganz am Schluss der *Correspondances* von Baudelaire heißt.²⁷ „Transports“ kann im Französischen auf die Verbindung von gedanklichen Inhalten und sinnlich erfahrbarer Worte bezogen werden. Es kann aber auch eine mystische Verbindung der beiden Bereiche von geistig und sinnlich, im Sinne einer Vision, bedeuten.

26 Charles Baudelaire. *Œuvres complètes*. Hg. Claude Pichois. Paris: Gallimard, 1975. Bd. 1. S. 1-145 (= *Les Fleurs du mal*). Hier S. 68.

27 Ebd. S. 11.

„was blinkt, fällt nun ins wasser“ (v. 12). „Blinkt“ nimmt klanglich das Motiv des Geldes wieder auf, das „klingt“ (v. 8). Das Verb ‚blinken‘ ist etymologisch mit ‚blank‘ verbunden, was auch bedeuten kann, dass man kein Geld mehr hat. Was blinkt, zeigt eine Gefahr an, dass etwas misslingen oder ins Wasser fallen könnte. Das Zeitadverb „nun“ weist seinerseits auf ein Geschehen hin – ein Sprachgeschehen –, das Nu des sprachlichen *in actu*, das sich dem Zugriff auf immer entzieht. Und damit kommt das Gedicht zu sich und zugleich an sein Ende. Der „verfasser“ fällt nicht ins Wasser, sondern „in den Wein“. Der kalauerähnliche letzte Vers öffnet auf eine Koda, die als Form auf das italienische Sonett verweist, wo sie oft in komisch-realistischer Weise ein Gedicht abschließt: „und der ist auch der winzer“, der seinerseits auf „münzer“ (v. 14) reimt. Der Verfasser und Münzer ist auch der Winzer. Wenn Letzterer ins Fass seines eigenen Weins fällt, so fällt der Versuch des Verfassers, in einer Art Selbstreferenz, sich selbst, gemäß der Bedeutung von ‚Ver-Fasser‘, im Gedicht zu erfassen, ins Wasser. Wie weiter oben vermerkt, ist ein Wort nicht verortbar und eine Rede vermag nie ganz bei sich selbst zu sein. Das heißt für das Gedicht, dass es sich selbst in seiner Ganzheit immer entzogen ist. Aber der Entzug des sprachlichen Geschehens, der in der Selbstreferenz des Gedichts erfahrbar wird, ist nicht nur das Scheitern einer Rückkehr auf sich selbst, sondern kann auch eine Öffnung bedeuten. In *Das andere Schloss* sagt Czernin Folgendes:

Selbstreferenz wird oft als Selbstzweck oder als Hinweis auf die Autonomie des Kunstwerks verstanden. Sie ist aber vor allem ein Mittel, eine dynamische und leibhafte Beziehung zu sonst zeichenlosen oder unzugänglichen Gegenständen erfahren zu lassen; sie ist dann Moment einer Übertragung und damit einer Suche oder eines Strebens. So kann sie sich etwa ansonsten zeichenfremde Gegenstände anverwandeln oder ihnen durch diese anverwandelt werden. [...] Selbstreferenz [ist] Übertragendes wie Übertragenes.²⁸

Einerseits kann man die kalauerartige Erwähnung des Verfassers am Schluss des Gedichts als einen Versuch verstehen, die Unbeherrschbarkeit des Textes durch den Autor sprachlich auszudrücken. Oder wie Czernin sagt: „Die Sprache verbirgt den Autor auch vor sich selbst.“²⁹ Andererseits kann die mögliche Öffnung durch den Selbstbezug darin bestehen, dass das Gedicht jene schockartige Erfahrung des Entzugs, die wir z. B. im Umgang mit dem Internet täglich machen, sprachlich zu vermitteln versucht. „*Omnia sua secum portat*“ kann nämlich auch auf die Smartphones bezogen werden, die wir ständig auf uns tragen. Sie stellen auf dem Netz ein Weltwissen, jederzeit und überall abrufbar, zur Verfügung. Die technische Verfügbarkeit von Wissen aller Art macht die materialistische Dialektik von Identität und

28 Czernin. *Das andere Schloss* (wie Anm. 16). S. 279.

29 Ebd. S. 45.

Veränderung im sprachlichen Vollzug vergessen. Sie globalisiert den instrumentellen Umgang mit Sprache und Wissen sprichwörtlich. Der schnelle Griff zum digitalen Apparat und das flüchtige Rutschen der Finger auf dem gläsernen Bildschirm verdrängen die sinnliche Erfahrung von Sprache, die ihrerseits ein genaues Hinhören und Hinschauen, Geduld und das Ablassen von hastigen Griffen nach Informationen verlangt.³⁰

Das Gedicht von Czernin, das in vielfältiger Weise die sprachlichen Folgen der Globalisierung zur Sprache bringt, öffnet zugleich auf eine ganz andere Form des sich flüchtig entziehenden, das einerseits durch die Darstellung zu einem sinnlich erfahrbaren Teil des Gedichtes wird und andererseits an dessen grundsätzliche Offenheit erinnert. Es bleibt der doppelten Aufgabe des Orpheus-Mythos verpflichtet und stellt eine poetische Form des Umgangs mit dem „Fehlen alles Festen“ und des sich ständig entziehenden sprachlichen Vollzugs dar. Im Unterschied dazu schüttet das digitale Netz, das Globale und Lokale in der Differenz von 0-1 abstrakt und zugleich gespenstisch vereint und der sinnlichen Erfahrbarkeit entzieht, diesen ort- und zeitlosen Riss zu. Abgedichtet von sinnlichen Erfahrungen droht die Gefahr, dass alle Sprachen und die Menschen mit ihnen auf dem Netz hältlos rutschen. In einem gewissen Sinne beziehen sich Gedichte vielleicht besser und präziser auf die Welt als das auf dem digitalen Netz verfügbare Wissen. Obwohl sie auch Teil des digitalen Netzes sein können und vielleicht sogar auf einem Computer als Schreibmaschine verfasst wurden, heben sie sich trotzdem vom flüchtigen Umgang mit Sprache ab, der die ubiquitäre Kommunikation auf dem Internet prägt.³¹ Da sie „Übertragendes wie auch

30 Das ‚Handy‘ wird sowieso meistens neben anderen Verrichtungen wie Gehen, Reden, Essen, Kochen usw. verwendet. „Es gibt zwei menschliche Hauptsünden, aus welchen sich alle andern ableiten: Ungeduld und Lässigkeit. Wegen der Ungeduld sind sie aus dem Paradies vertrieben worden, wegen der Lässigkeit kehren sie nicht zurück. Vielleicht aber gibt es nur eine Hauptsünde: die Ungeduld. Wegen der Ungeduld sind sie vertrieben worden, wegen der Ungeduld kehren sie nicht zurück.“ Franz Kafka. „Betrachtungen über Sünde, Leid, Hoffnung und den wahren Weg“. *Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande und andere Prosa*. Hg. Max Brod. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1980. S. 30.

31 In seinem berühmten Text über den Laokoon erinnert Lessing an die Differenz in der Wahrnehmung zwischen Bild und Text. Während die Malerei die Dinge in einem räumlichen Nebeneinander anordnet, erscheinen die Buchstaben und Wörter im Text in einem Nacheinander, das durch die Lektüre zeitlich aktualisiert wird. Vielleicht hat das zumeist flüchtige und hastige Lesen und Schreiben auf dem Netz etwas damit zu tun, dass Texte immer auf Bildschirmen erscheinen. Bevor ein Bild detailliert betrachtet wird, wird es als ein Ganzes erfahren, was beim Text gerade nicht der Fall ist. Dieser primordiale Drang zum Ganzen verleiht möglicherweise dem Lesen und Schreiben auf dem Computer jene Hast, die den Ort im Wort vergessen macht. Um ein Gedicht, wie z. B. jenes von

Übertragenes“ zugleich sind, bringen sie das dynamische Nicht-Identische der Gedichte, die Tatsache, dass sie Gegenstand der Rede und poetische Rede zugleich sind, zum Tragen. Einerseits gehören sie zur Welt und andererseits stellen sie den Weltbezug sprachlich immer erst her.

Czernin, genau zu lesen, ist es wohl unabdingbar, den Text auszudrucken, um das Gedicht in der genauen Analyse als dichtes Ganzes verschiedenster ineinander gewobener Sinn- und Klangschichten zu entfalten.